Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

532 (14.11.1900) Badisches Museum, Nr. 91

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 91. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **14. November. 1900**

Frankreichs und Deutschlands Annäherung durch die Pariser Ausstellung.

Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die Weltausstellung ist nun geschlossen, und es erscheint von Interesse, ihr Facit hinsichtlich der Beziehungen Frankreichs zu Deutschland zu ziehen. Die Besorgnisse, die man als Deutscher beim Besuch der Pariser Ausstellung vor etwaigen spontanen Aufwallungen der französischen Animosität gegen die Sieger von 1870 hegen konnte, erwiesen sich als völlig gegenstandslos, und die Pariser ließen ihren deutschen Gästen, wenn sie sie auch nicht gerade mit kaum zu erwartender Sympathie empfingen, doch nicht im mindesten die Antipathie fühlen, die die Masse der Franzosen im Grunde ihres Herzens den Deutschen gegenüber immer noch hegt.

Schon bei Reisen durch Frankreich, geraume Zeit vor der Ausstellung, bemerkte man zwar immer noch eine gewisse Reserve der Bevölkerung, die den Deutschen sofort als solchen erkannte, ihm gegenüber, namentlich wenn man mit mehreren Franzosen zugleich, sei es im Kupee oder an der Table d'hote oder im Restaurant, zusammentraf; allein einzeln mit ihnen ins Gespräch geraten, zeigten sie sich durchaus liebenswürdig und entgegenkommend, wie dies einmal im französischen Charakter und der französischen Erziehung liegt, eine Eigenschaft, die den an weniger geschmeidige Umgangsformen gewöhnten Fremden so angenehm berührt.

Der Pariser, in dessen herrlicher Metropole im Sommer die ganze Welt sich ein Rendezvous gab, besitzt überdies eine außerordentliche Gabe, die verschiedenen Nationalitäten rasch zu erkennen, und auch ein nicht mit einem Bart „à la Guillaume“ behafteter Deutscher konnte sich daher nicht wundern, wenn er beim Besuch der Ausstellung recht häufig das Wort „Un Allemand“ vernahm, ohne daß dasselbe jedoch je von einer verletzenden, geschweige denn beleidigenden Aeußerung oder Geste begleitet gewesen wäre.

Die Deutschen waren auf der diesjährigen Ausstellung besonders zahlreich vertreten, und wie die Pariser beobachtet zu haben glauben, namentlich bei Beginn derselben durch Beamte und sonstige Angestellte, sowie Kaufleute, mit einem Wort die mittleren Schichten der Bourgeoisie und ihre Frauen, Familien, die friedlich und aufmerksam, geräuschlos die Galerien, Palais und Avenuen der Ausstellung durchwanderten und zur Stunde der Mahlzeiten die Tische in allen Restaurants in einer Anzahl besetzten, daß es für die sich in den überfüllten Räumen verlierenden Franzosen eine angenehme Ueberraschung bildete, wenn sie zuweilen hinter sich ihre Muttersprache hörten. Gegen Ende der Ausstellung hatte diese Invasion unserer Landsleute eine andere Gestalt angenommen. Die feine Welt von Berlin, Hamburg und München war auf die Professoren, Angestellten und Beamten gefolgt, und wenn man bei Paillard, Voissin oder Durant dinierte, fand man die Säle gefüllt mit Deutschen beiderlei Geschlechts in Abendtoilette frühzeitig bei Tisch, der französischen Küche und den französischen Weinen alle Ehre anthuend und unmittelbar nach der Mahlzeit das jeweilige Zugstück der Theater oder der großen Konzertsäle besuchend. Viele darunter verstanden augenscheinlich nicht französisch oder doch nur sehr wenig, nichtsdestoweniger wurden sie, dank der Bemühungen und der Intelligenz der Kellner, gut bedient. Vor zehn oder fünfzehn Jahren aber würden die Dinge ganz anders verlaufen sein, man würde die „Prussiens“ schief angesehen und sich gestellt haben, als verstände man sie nicht, und schließlich ihnen die Preise erhöht haben. Heute kamen sie jedoch mit aller Welt gut aus und ist dies offenbar ein Beweis für die eingetretene Milderung der bisher gespannten Beziehungen und eine bemerkenswerte Veränderung in den Empfindungen beider Nationen. Die verständigen älteren Franzosen sind über diesen Wechsel erfreut; denn obgleich sie, wie natürlich, Deutschland nach seinem Siege über ihr Vaterland lange Zeit haßten und zumteil noch hassen, erinnern sie sich doch, daß dasselbe in ihrer Jugend in Frankreich und zwar namentlich in dessen wissenschaftlichen Kreisen beliebt war. Ihre intellektuellen Erzieher Renan, Taine, Berthelot, Claude Bernard, der Philologe Baudry, die Historiker Zeller und Saint Beuve hatten von ihren Lehrern die hohen philosophischen Lehren der deutschen Forscher übernommen. Goethe, die beiden Schlegel, Winkelmann, Lessing und Humboldt waren ihnen vertraut, und sie hatten sich in ihrer Jugend an der Lektüre „Deutschlands“ der Frau v. Stael begeistert. Später, als diese hervorragenden Männer selbst die Lehrer geworden waren, traten sie mit den Gelehrten Deutschlands in Verbindung, und im Verlauf ihrer Arbeiten und Forschungen fand ein beiden Teilen wertvoller Ideenaustausch statt.

Die sorgfältigen und analytischen Methoden Deutschlands lieferten Frankreich die Elemente zu großen Synthesen, den Ausgangspunkten der allgemeinen Anschauungen, auf welche das französische Element hinweist. Die jüngeren französischen Forscher aber lasen mit Begierde Büchners: „Wissenschaft und Natur“ und „Kraft und Stoff“, sowie Moleschotts „Kreislauf des Lebens“, Schopenhauer und Mommsens römische Geschichte. Sie fanden in letzterem Werke sehr wohl die Bezugnahme und Parallelen zwischen der langsamen und methodischen Vergrößerung der römischen Republik und den Aspirationen der preußischen Hegemonie heraus, erblickten jedoch hierin nur den Aufschwung eines anerkennenswerten Patriotismus und einer geschickten Belebung eines antiken Stoffs, um ihn dem Leser durch zeitgenössische Vergleichsmomente mundgerechter zu machen. Sie ahnten nicht, daß sich die Anschauungen Mommsens so bald verwirklichen würden. Wenn sie sich aber auf dem Gebiet der Poesie und Phantasie erfrischen wollten, so griffen sie zu Heines Werken und begannen auf dem der Musik sich mit dem im Publikum noch unbekannten Genre Richard Wagners vertraut zu machen, und warteten nicht erst ab, bis dessen Apostel dasselbe aller Welt verkündet hatten. Wenn sich der Anlaß einer besonderen Feierlichkeit oder Einweihung in Deutschland bot, gingen französische Männer der Wissenschaft, die keine bindende Aufgabe an Paris fesselte, über Straßburg nach Heidelberg, Leipzig und Göttingen, wo sie von den Freunden derjenigen unter ihnen, die diese Universitäten besucht hatten, empfangen wurden. Ihnen zu Ehren fanden dort Kommerse statt, wurde das „Gaudeamus“ gesungen und Brüderschaft mit ihnen getrunken, und es entwickelte sich dort eine frische, offene, jugendliche Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen.

Da brach der Krieg von 1870 aus und zerriß plötzlich das seit langen Jahren zwischen den Köpfen und Herzen gewebte Band. Manche jener durch dasselbe mit Deutschland verbundene Franzosen begegneten bei der deutschen Invasion ihren alten Freunden von jenseits des Rheins in Waffenrüstung wieder, die ihnen wie nach einem beendeten Duell die Hand reichten, die jene jedoch, aufs tiefste verletzt, zurückwiesen. Nach dem Kriege und dem Frankfurter Frieden, der Frankreich Elsaß-Lothringen beraubte, ging jede der beiden Nationen ihren eigenen Weg. Allein die Franzosen begriffen sehr wohl, mit welchem Eifer Deutschland nicht nur an seinem militärischen Retablissement und seiner inneren politischen Konsolidierung, sondern auch an seiner wirtschaftlichen Weiterentwicklung und der Befestigung seiner durch den Krieg erlangten Suprematie arbeitete, während sein erster Kanzler, Fürst Bismarck, die Wache gegenüber dem Auslande hielt. Unter Kaiser Wilhelm II. wurde jene Arbeit fortgesetzt, und Frankreich erblickt heute in der deutschen Ausstellung in Paris den Niederschlag ihrer Erfolge. Ueberall, meint man, sowohl im deutschen Pavillon, wie in den Ausstellungen des Marsfeldes, der Invaliden und der Landheere und Flotten, erkenne man dieselben von weitem. Ungeachtet des fehlenden Zusammenhanges der verschiedenen Abteilungen gelangten dieselben in dem Bestreben, sich ausschließlich deutsch zu zeigen, zum Ausdruck. Ritter im Geschmack Albrecht Dürers bewachten die Thore der deutschen Abteilungen, heraldische Adler mit krummem Schnabel,

griffbereiten Fängen und drohendem Blick entfalteten ihre Fitliche in den Vorsälen, und an den Wänden feierten altdeutsche Sprüche deutsche Kraft, Tugend und Treue, und auf dem deutschen Marine-Pavillon figurierte der Spruch: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, und auf den Thorbogen und den Gesimsen die Bezeichnung: „Deutsches Reich“.

Allein die Franzosen erblicken in dieser ausdrücklichen Manifestation der deutschen Reichseinheit keinen Akt der Ruhmsucht oder Prahlerei. Sie neiden uns unsere Fortschritte in zahlreichen Zweigen der Kunst und Industrie, in denen sie unsere Lehrmeister waren, nicht, sondern sind bestrebt, aus den Resultaten der auf ein einziges Ziel gerichteten Anstrengungen eines ganzen Volkes, eine Lehre zu ziehen. Man weist jedoch darauf hin, daß Deutschland, ungeachtet der gewaltigen Fabrikstädte an seinen Flüssen, seiner mächtigen Werften, seiner kolossalen Handelsdampfer und seiner vortrefflich informierten, allmählich alle Märkte in Beschlag nehmenden Geschäftsleute, auf intellektuellem Gebiete ebensowenig wie Frankreich in neuester Zeit ein Genie wie Goethe oder Viktor Hugo hervorgebracht habe. Allein schon in den Werkstätten der Ausstellungsbauten habe eine Gutes versprechende Annäherung zwischen beiden Nationen stattgefunden. Denn deutsche und französische Arbeiter hätten dort im Verein die deutsche Ausstellung erbaut, und heute marschierten deutsche und französische Truppen Schulter an Schulter in den Ebenen Petschilis gegen die Chinesen. Niemand aber hätte dies vor 10 Jahren für möglich gehalten.

Letzlingen und die Kaiserjagden.

Von jeher ist es das Bestreben der Hohenzollern-Dynastie gewesen, ihre Hausmacht durch Ankauf von Grundbesitz zu vergrößern. Auf diese Weise kam auch der mächtige Waldkomplex, den der Reisende auf der Fahrt von Berlin nach Hannover vor und hinter der Station Gardelegen zu seiner Linken erblickt, die Letzlinger Heide, an die Zollern.

Johann Georg von Brandenburg erstand die Herrschaft Letzlingen im Jahre 1558 von Ludolf von Alvensleben, dem diese einige Jahrzehnte vorher vom Erzbischof Albrecht von Mainz-Magdeburg zu Lehen gegeben war. Durch weiteren Ankauf und Tausch arrondierten die Hohenzollern die neue Erwerbung; so wechselten sie die Herrschaft Burgstall für die rechts der Elbe gelegenen Dörfer Schönhausen und Fischbeck ein. Die früheren Besitzer von Burgstall waren niemand anders, als die Vorfahren unseres ersten Kanzlers, und der Grund zu dem Tausche waren die unaufhörlichen Grenzstreitigkeiten zwischen den kurfürstlichen und den bismärckischen Jägern und Hirten.

Wie lieb dieser alte Hausbesitz von prächtigen Forsten, die ein wahres Paradies für den Waidmann und Naturfreund sind, unserm Kaiser ist, erhellt daraus, daß er nur einmal in seiner Regierung, im Jahre 1898 der Palästinareise wegen, die Jagden ausfallen ließ. Sonst hält alljährlich in der ersten Hälfte des November der kaiserliche Hofzug auf der Station Jaevenitz, um Majestät mit seinem Gefolge nach Letzlingen zu bringen.

Von Jaevenitz, der letzten Station vor der altmärkischen Hopfenstadt Gardelegen, sind etwa zehn Kilometer Wegs bis Letzlingen. Und welch ein prächtiger Weg für den Wanderer, welcher der Enge der Großstadt entflohen ist! Ein dichter, wohl gepflegter Baumbestand, Laub- und Nadelholz abwechselnd, säumt zu beiden Seiten die Straße. Die Finken schlagen, die Spechte hämmern, die Häher schreien. Vor uns huscht ein Stück Wild über den Weg. Drüben in jener Lichtung äst ein bedeutendes Rudel. Mehr Glück gehört schon dazu, einen borstigen Eber oder eine scheue Bache mit ihren Frischlingen zu bemerken.

Durch diese, viele uralte Baumriesen aufweisenden Wälder pürschten alle jagdliebenden Hohenzollern, Kurfürsten und Könige. Als Kronprinz hat der Große Friedrich hier manchen Hirsch erlegt, während der Jahre seiner ereignisreichen Regierung fand er freilich keine Zeit zum lustigen Jagen. Da auch seine Nachfolger keine Waidmänner waren, geriet Letzlingen länger als ein Jahrhundert in Vergessenheit, so daß es gewissermaßen wieder entdeckt werden mußte. Friedrich Wilhelm IV. that dies zu Anfang der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Bei einer Reise durch die Altmark kehrte der König im Letzlinger Schlößchen ein. Die ganze Umgebung entzückte ihn so sehr, daß er die regelmäßigen Letzlinger Hofjagden einrichtete, die seit 1843 im November oder Dezember alljährlich stattfinden.

Unser Weg verläßt den Wald, wir sehen vor uns das Dorf Letzlingen mit seiner Flur. Zuckerrübenboden ist es nicht, und der Weizen gedeiht auch kaum, dafür ist der leichte Boden für die Kultur der Kartoffel recht geeignet. Das Dörflein, in dessen breite, saubere Straßen wir jetzt einwandern, macht einen behäbigen Eindruck. Die Häuser sind wohlgehalten, vor den meisten befindet sich ein sorgfältig gepflegtes Gärtchen. Die Kinder auf der Straße grüßen höflich und geben auf Erkundigungen freundlich Auskunft; ein Beweis, daß der oder die Herren Lehrer auch auf nichtwissenschaftlichem Gebiete treffliche Pädagogen sind.

So erfahren wir aus einem mit braunem Pflaumenmusbart umrahmten Munde, das für ein Dorf recht prächtige Postgebäude habe Excellenz Stephan, der passionierte Jäger, der nie die Letzlinger Hofjagd versäumte, selber bauen lassen. Ein zehnjähriges Mädel holt seinen Finger, den es aus uns unerklärlichen Gründen im Munde verbarg, heraus und weist uns den Weg zum kaiserlichen Schlosse.

Zuerst fällt uns die Kirche in die Augen, die, wie unser Historiker erklärt, von Friedrich Wilhelm IV. erbaut, von Kaiser Wilhelm II. verschönert wurde. Der rote Ziegelbau mit zwei schlanken Türmen ist eine Zierde des Dorfes Letzlingen. Zur rechten, hinter hohen Bäumen verborgen, liegt das Schloß. Den gotisch gehaltenen Steinbau mit den dicken Rundtürmen an den Seiten umgiebt ein breiter Graben, in dessen dunklem Wasser sich gewaltige Baumriesen spiegeln.

Ehe wir den Schloßkastellan, dessen Wohnung westlich des Schlosses liegt, herbeizitieren, muß uns unser Historiker eine kurze Vorlesung über die Geschichte des Schlosses halten. Einiges davon verrät die Inschrift über dem Thorhause:

Verbum Domini manet in aeternum.
Anno 1560 ist dis Haus alhier zu Liezlingen angefangen und anno 1685 dis Thorhaus renoviret worden.

Der Erwerber der Herrschaft Letzlingen, Kurprinz Johann Georg, ließ das Schloß erbauen. Im Dreißigjährigen Kriege ward es arg mitgenommen, welche Schäden der große Kurfürst wieder gut machte. Später hat Friedrich II. als Kronprinz eine Kirche hinzugefügt, östlich vom Schlosse gelegen. Bei der Errichtung des neuen Gotteshauses wurde das schmucklose alte Gebäude in ein Wohnhaus verwandelt, in dem das kaiserliche Jagdgefolge Unterkunft findet. Es heißt „Kavalierhaus“. —

Kastellan Schütze führte uns zuerst eine Wendeltreppe hinauf, zu dem etwa in Hochparterrehöhe gelegenen kaiserlichen Arbeitszimmer. Ein geräumiges, hohes Gemach, gediegen, aber ohne Ueberladung ausgestattet. Ein breiter, mächtiger Schreibtisch mit einem originellen Schreibzeug; darüber die Bilder der Yacht „Hohenzollern“ und des Innern der Schloßkirche zu Wittenberg. Geheizt wird durch einen Kamin, auf dessen Sims zwei interessante Trinkgefäße stehen. Das eine ist aus abnormen Hirschgeweihen zur Gestalt des deutschen Aars zusammengesetzt und heißt der Adlerbecher. Das andere ist der sogenannte Sabberbecher, aus dem jeder waidmännische Neuling in Letzlingen den Willkommentrunk, ohne zu bluten, hinunterstürzen muß. Wer kennt nicht die Tücken der großen Trinkhörner und ähnlicher Vexiergefäße! Als der Junker v. Bismarck in den vierziger Jahren zum erstenmale Gast seines Königs in Letzlingen war, wurde ihm der „Sabberbecher“, der nach seiner Erzählung etwa ¾ Weinflasche faßt, mit eiskaltem Champagner gefüllt, dargereicht. Er leerte ihn vorschriftsgemäß und sagte befriedigt: „Noch einen!“, worüber Friedrich Wilhelm IV. sehr erschrak.

Die Breslauer Kürschnerinnung hat in eigenartiger Weise zum Schmuck dieses Zimmers beigesteuert. Sie schenkte unserem Kaiser eine Pelzdecke aus Eisbärenfell und einen Schreibtisch nebst Stuhl aus Büffelhörnern.

Von Interesse für uns war noch der Speisesaal des Schlosses. Ein Kolossalgemälde „Kaiser Wilhelm I. und seine Jagdgenossen“ bedeckt fast eine ganz Wand des Gemaches. Ein Reliquie des alten Kaisers hat man vor den Andenkensammlern in Sicherheit bringen müssen. Es ist der abgenutzte Jagdhut des greisen Herrschers, von dem früher jedermann ein Büschel Gamshaare mitnahm. Jetzt steht er unter einer Glasglocke.

Daß er sich in einem Jagdschlosse bewegt, merkt der Besucher auf Schritt und Tritt. Hier hängt zum Beispiel von Salzmann gemalt „Kaiser Wilhelm II. auf der Renntierjagd“. Majestät, auf einem Felsgrat liegend, lauert dem nordischen Wilde auf. Den Waidmann entzücken neben den Sammlungen von prächtigen Geweihen und Gehörnen ausgestopfte starke Keiler, welche die Treppen flankieren.

Das Wild in den Forsten, die unter die Obhut der Oberförstereien Jaevenitz, Letzlingen, Planken, Burgstall und Colbitz verteilt sind, wird natürlich kunstgerecht gepflegt und gehegt. Einen Begriff von seiner Menge geben die Streckenberichte der letzten Jahre. 1896 wurden etwa 560 Tiere und 200 Stück Schwarzwild, 1897 kaum weniger erlegt.

Für die Bewohner Letzlingens sind die königlichen Wälder eine Quelle des Segens. Die kargen Erträge ihres dürftigen Bodens würden nicht zum Auskommen genügen. Im Winter arbeitet ein großer Teil der Letzlinger in den Forsten. Es herrscht immer Jubel und Freude im Dorfe, wenn die Hofjagd angesagt ist.

Schloß Loo.

„Het Loo“ und die dazu gehörenden weitläufigen Wälder und Ländereien sind seit langen Jahren nicht Zeugen eines so lebhaften Treibens und regen Verkehrs wie in den letzten Wochen gewesen. „Die einsame Königin“ hat Julien Ralph den letzten Oranienspross kürzlich genannt, und wahrlich, so wird der „Rh.-Westf. Ztg.“ aus Amsterdam geschrieben, das Leben unserer jungen Königin hatte bis jetzt so garnichts von dem Leben anderer Fürstenkinder. Als einziges Kind eines alten gries-

grämlichen Vaters, fast ohne Verwandten, sah sie sich ganz auf ihre Mutter angewiesen, und wenn ihre Jugend trotzdem eine recht glückliche war und sie das Fehlen so manchen Faktors in ihrem Dasein nicht allzu schmerzlich empfand, so ist es lediglich das Verdienst dieser vortrefflichen Frau. Der alte König Willem, der sich, fast 60 Jahre alt, 1879 zum zweitenmale vermählte und 1890 starb, war nicht der Mann, die Jugend der jungen Prinzessin besonders sonnig zu gestalten; auch datiert die begeistert monarchische Gesinnung der Holländer nicht von seiner Regierungszeit her, sondern ist erst in den letzten Jahren, als Königin Wilhelmina sich mehr in der Oeffentlichkeit zu zeigen begann, hervorgetreten. Het Loo und seine prächtigen Waldungen wurden zwar oft von der königlichen Familie besucht, doch es fehlte an kräftigem jungen Leben. Die reichen Jagden wurden nicht ausgebeutet und manches in der Verwaltung der ausgedehnten Domänen ließ das Walten einer kräftigen Hand vermissen. Das wird jetzt anders werden. Herzog Heinrich oder „Hendrik", wie er im Volke bereits heißt, ist nicht nur ein leidenschaftlicher, unermüdlicher Waidmann, sondern auch ein tüchtiger Oekonom, und hegt große Vorliebe für die Landwirtschaft. Bereits hat er verschiedene hübsche Beweise dafür gegeben, was ihm die Herzen der ländlichen Bevölkerung Hollands im Fluge erobert hat. Der Herzog ist ein ebenso kühner Reiter wie Jäger, bei seiner Rückkehr nach den Niederlanden wird er einen Rennstall von neun Pferden mitbringen. Die Freunde des Reitsports erhoffen denn auch von ihm eine Neubelebung dieses „fashionablen" Sports in Holland, der seit vielen Jahren in Ermangelung hoher Gönnerschaft darniederliegt. Das Jagen ist jedoch seine größte Passion und jeden Morgen um sechs Uhr ging der Herzog zu Pferd oder Wagen mit kleinem Gefolge auf die Strecke, um nie ohne ein Reh oder einen Hirsch heimzukehren. Die Gegend ist besonders reich an Hochwild, und das „Schreien" der Hirsche giebt der Jagd jetzt besonderen Reiz. Gegen 11 Uhr machte dann das junge Paar, nur von einem Stalljungen begleitet, im vierspännigen Jagdwagen eine Spazierfahrt, wobei der Herzog, die ungestümen Rosse zügelnd, eine große Fertigkeit als Wagenlenker an den Tag legte. Mehrfach kam es dabei vor, daß ein Reh den Weg kreuzte und vom Herzog vom Wagen aus erlegt wurde. Königin Wilhelmina, die ebenfalls eine überaus waghalsige Reiterin ist, machte mit ihrem Verlobten manch scharfen Ritt und zeigte sich als eine ihm durchaus ebenbürtige Partnerin. Die Mittage benutzten die jungen Leute gewöhnlich zu Ausflügen mit der Königin-Mutter, die sich übrigens viel zurückzog, in die weitere Umgebung nach Apeldoorn und die umliegenden Ortschaften, wo die Königin mehr als Gutsherrin, denn als Herrscherin betrachtet werden will und wird. Da weiß manch einfach Mütterlein begeistert von dem blühenden jungen Paare und seiner Liebenswürdigkeit zu erzählen. Denn „liebenswürdig" in des Wortes eigenster Bedeutung ist unsere junge Königin, von jener Liebenswürdigkeit, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen spricht. Nicht weil sie ein junges Mädchen, nicht weil sie schön ist und klug und ein Sproß des Hauses Oranien, sind die Holländer geradezu entzückt von ihrer Königin, sondern weil sie mit ihrem bestrickenden Liebreiz und dem Zauber ihres freundlichen Wesens Jeden, der sie erblickt, gefangen nimmt. Es läßt sich denn auch unschwer begreifen, daß der Herzog bis über die Ohren verliebt ist in sein „Willemientje" und den Blick kaum von ihr wenden kann, und sollte er darüber mal, wie dies kürzlich boshafte Leute berichteten, die gute Schwiegermama vergessen, so ist ihm dies nicht weiter zu verübeln. Ist er doch nicht der Mann, das vorsätzlich zu thun, vielmehr im Gegenteil ein Mann von großem Takt und feinem Gefühl. Das wird ihm in seiner zukünftigen Stellung sehr zustatten kommen. Königin Wilhelmina hat, man weiß es, einen sehr ausgesprochenen Charakter und einen festen Willen, das Erbteil der Oranier. Manch nettes Geschichtchen ist darüber bekannt. Wie sie als elfjähriges Kind mit dem Fuß aufstampfte, der Gouvernante erklärend, sie sei die Königin und habe niemand zu gehorchen; wie sie den Hof nach ihrer Hand lenken wollte; wie sie trotz bedenklich kopfschüttelnder Würdenträger schneidig im Park radelte und so vieles andere, hat sich das Volk hundertmal schmunzelnd erzählt. Diese Zeiten sind vorbei, doch auch von ihr wird ein großes Maß von seinem Takt gefordert werden, will die geplante Verbindung eine glückliche sein. Das glückliche Lächeln, das nach den Berichten von Augenzeugen in diesen Tagen die junge Braut nie verließ, das innige Verständnis mit ihrem Verlobten nimmt man hier freudig als Beweise an, daß bei ihrer Wahl das Herz am lautesten gesprochen hat. Freilich in einem Punkte werden sich die jungen Leute schwerlich einigen, der Herzog ist begeisterter Musikfreund, seine Braut hingegen, so kunstliebend und feingebildet sie sonst ist — sie malt unter anderem sehr gut —, fühlt nichts für das Reich der Töne, doch dürfte dies kein unüberwindliches Hindernis sein. Zur Zeit bemüht sich der Herzog eifrigst, die niederländische Sprache zu erlernen und seine krampfhaften Anstrengungen, die Sprache seiner Braut flott und richtig zu sprechen, bereiten ihnen beiden den größten Spaß. (Man benutzt vorderhand noch die deutsche Sprache.) Die Aufnahme des deutschen Herzogs in Hof- und Adelskreisen ist besser gewesen, als erwartet wurde, woran wohl auch der Krieg in Südafrika mit Schuld haben mag. Wie ich früher schon 'mal ausgeführt, herrscht in diesen Kreisen noch stets eine stark franzosenfreundliche Strömung, verbunden — natürlich — mit einer Antipathie gegen Deutschland. In diesen Kreisen hoffte man vor einigen Jahren auf einen englischen Prinz-Gemahl, und zwar nicht ohne Grund, da von einigen Seiten daraufhin gearbeitet wurde — heute hütet sich ein jeder, an das einstige Projekt zu erinnern.

Die „Auferstehungskanone".

Unter diesem Titel schreibt Hauptmann Dannhauer, der bekannte Kriegsberichterstatter, seinem Berliner Blatt folgende köstliche Geschichte aus der Belagerung von Peking:

So viele Aufregungen und Entbehrungen die Zeit der Belagerung den in den Pekinger Gesandtschaften eingeschlossenen Europäern brachte, so fehlte es doch selbst in den Tagen der erbitterten Kämpfe nicht an erheiternden Episoden. Eine solche ist die Geschichte von der Resurrection gun, wie sie genannt wurde, d. h. der „Auferstehungskanone", über die ich dem Tagebuche eines deutschen Seesoldaten den folgenden Bericht entnehme:

Tage schwerster Bedrängnis waren für uns herangekommen! Während der kurzen Gefechtspausen nährten wir uns kümmerlich mit halben Portionen Reis, dessen mindere Qualität selbst jedem gewöhnlichen Kuli Bedenken eingeflößt haben würde, und kauten dazu Pferdefleisch. Als wenig schmackhaftes Dessert servierten uns dann die Langzöpfe bei Zeiten wieder Geschosse aller Art, darunter meist auch einige vollwichtige Granaten; und wir, die wir bei unseren kleinen Munitionsbeständen mit jeder Patrone geizen mußten, vermochten ihren fast nie sichtbar werdenden Kanonieren nur sehr wenig, ihren Geschützen aber garnichts anzuhaben! . . . Ja, wenn wir selbst Geschütze besessen hätten! . . . Aber so, wie es war, sah es schlimm mit uns aus.

Entsatz that uns dringend not und, da der nicht kam, zum mindesten ein Geschütz, um den Kerls auch mal ordentlich einheizen zu können. Jeden Morgen, sobald der Tag graute, fanden wir die feindlichen Barrikaden um einige Schritte uns näher gerückt. Mit den vielen ihm zu Gebote stehenden Leuten war es dem Feind ein Leichtes, unter dem Schutze der Dunkelheit immer neue Barrikaden zu errichten. Schon diesen Barrikadenbauten gegenüber hätte uns der Besitz eines Geschützes große Vorteile gebracht. Ein paar Granaten würden sie fix wieder auseinander geworfen haben. So aber mußten wir oft genug diesem Treiben der Chinesen unthätig zuschauen — ein wenig beneidenswertes Vergnügen! . . .

Da plötzlich eines schönen Morgens drang aus der englischen Gesandtschaft die kaum glaubliche Mär zu uns, es sei gelungen, ein Geschütz zu konstruieren, mit dem nun die feindlichen Positionen tüchtig bombardiert werden sollten. Daß sowohl die Amerikaner wie die Russen Geschützmunition besaßen, das wußten wir; an das Geschütz selbst aber glaubten wir doch noch nicht so ganz. Dennoch hatte die Sache seine Richtigkeit. In der Nähe der amerikanischen Gesandtschaft war nämlich in einem verlassenen Eisenladen zwischen allem möglichem Gerümpel ein uraltes chinesisches Geschützrohr, natürlich Vorderlader, aufgefunden worden, das unter dem ersten Herrscher der jetzigen Dynastie seine Jugend und Glanzzeit erlebt haben mochte. Helle Köpfe hatten das Ding aber doch noch für brauchbar erklärt, es mit Draht und Stricken auf eine dicke Eisenbahnschwelle und diese wiederum auf das Vordergestell eines amerikanischen Maschinengewehrs fest gebunden. Am Nachmittag desselben Tages kamen auch schon zwei amerikanische Kameraden mit dieser eigenartigen Monstrekanone und der nötigen Munition in die deutsche Gesandtschaft angerückt. Mit Hilfe dieser Kanone — sie hatten sie die „Resurrection gun" (Auferstehungs-Kanone) getauft, und diesen Namen behielt sie auch fortan — sollten die Chinesen von ihrer nächsten, ca. 300 m entfernten Straßenbarrikade vertrieben werden.

Zwischen dem Eingangsthor zur deutschen Gesandtschaft und dem gegenüber liegenden Hotel Peking zog sich eine starke deutsche Barrikade quer über die Straße. Alle Hände griffen nun zu, um hinter derselben einen entsprechenden Geschützstand einzurichten. Damit ging es flott vorwärts. Nach einer halben Stunde heißer Arbeit war derselbe fertig. Das Laden und Richten der Kanone hatte wohl einige Schwierigkeit, aber was that das? Eine Kartusche mit tüchtiger Pulverladung — auf ein halbes Pfund Pulver mehr kam es den Kanonieren nicht an — war bald zurecht gemacht. Vermittels eines tüchtigen Besenstils ward sie eingesetzt. Nicht ganz so leicht gestaltete sich das Einbringen der 7,5 Centimeter-Granate, die heillos locker im Rohre saß und dort erst mit Werg und Lappen-Umhüllungen festgelegt werden mußte. Dann kam der wichtige Moment des Richtens ohne — jegliche Richtvorrichtung. Unter den Balken-Lafettenschwanz vorsichtig untergeschobene Ziegelsteine und kleine Bretter halfen schließlich auch über diese Schwierigkeit hinweg. Eine Lunte oder Schlagröhre war nicht vorhanden; mithin wurde eine halbe Handvoll Pulver auf das Zündloch gestreut, ein langer Papierstreifen dazwischen gesteckt und — der große Moment war gekommen, unser Geschütz war schußfertig! . . .

Nachdem die Zuschauer, deren wohl ein Dutzend hinter der Barrikade kauerte, noch sämtliche gute Ratschläge erteilt, richteten sich aller Augen gespannt auf die feindliche Barrikade! Wollte doch ein Jeder das Einschlagen der Granate sehen! Um das Pfeifen der von den Chinesen herüber gesandten Kugeln kümmerte sich in diesem Augenblicke kein Mensch.

Der lange Zünder-Papierstreifen war bereits angesteckt, aber gleich wieder ausgegangen. Verschiedene Schwefelhölzchen mußten noch geopfert werden, bis endlich der erlösende Ruf erklang: Jetzt brennt's — und in demselben Moment dröhnte auch schon der Donner des Schusses, während sich das Geschütz vollständig nach hinten überschlug.

Ein direkter Treffer war es allerdings nicht gewesen, die Granate war vielmehr anderthalb Meter über die Barrikade hinweggegangen und in einem Seitengebäude der italienischen Gesandtschaft krepiert! Doch es war auch so gut, weil die Chinesen dies Gebäude besetzt hatten und von dort aus auf die Franzosen ein starkes Gewehrfeuer unterhielten. Uebrigens gelang es, im Verlaufe des Nachmittags noch, fünf weitere Granaten in die chinesischen Positionen zu feuern. Die Chinesen aber mögen sich nicht schlecht darüber die Köpfe zerbrochen haben, wie wir plötzlich zu einem Geschütz gekommen waren! Noch verschiedene Male hat uns später unsere „Auferstehungs-Kanone" sehr gute Dienste geleistet, wenn man sie auch nur mit einiger Mühe richten konnte und nie ganz genau wußte, wo die Granate krepieren würde. Jedenfalls aber werden alle diejenigen, die sie gekannt und im Kugelregen mit ihr herumhantiert haben, gerade diesem Geschütz zeitlebens ein gutes Andenken bewahren. Verdient hat's die „Resurrection gun" vollauf.

Verschiedenes.

* **Der Schwarze Adlerorden des Kaisers von China** ist bekanntlich seiner Zeit in Peking von einem Russen erbeutet und an einen Makler aus Hongkong verschachert worden. Wie jetzt aus Shanghai berichtet wird, hat der Makler, der in Tientsin von einem russischen Offizier für 3000 Dollars den Orden nebst dem eigenhändigen Schreiben des Deutschen Kaisers an den Kaiser Kwangßü kaufte, Orden und Handschreiben für 20 000 Dollars an die deutschen Behörden verkauft.

* **Friedrich Wilhelm IV. bestellt ein Komplott.** Der soeben erschienene erste Band der Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel „Unter Friedrich Wilhelm IV.", herausgegeben von Heinrich v. Poschinger, enthält nach der „Frkf. Ztg." u. a. folgenden Brief, den der König, als er von der Flucht Kinkels aus dem Zuchthause in Spandau Kenntnis erhalten, unterm 11. November 1850 an seinen Minister gerichtet hat:

„Bester Manteuffel! Ich habe den Kinkel'schen Fluchtbericht soeben hier gelesen. Dies hat mich auf einen Gedanken gebracht, den ich nicht gerade unter die lauteren classificieren will. Nämlich den, ob Stieber nicht eine kostbare Persönlichkeit ist, das Gewebe der Befreiungsbeschwörung zu entfalten und dem preußischen Publikum das lange und gerecht ersehnte Schauspiel eines aufgedeckten und (vor allem) bestraften Complotts zu geben? Eilen Sie also mit St.'s Anstellung und lassen Sie ihn sein Probestück machen. Ich glaube, der Gedanke ist folgenreich, und ich lege großen Wert auf seine sofortige Realisierung. Niebuhr erinnert Sie in meinem Namen an das Wichtigste, was uns dermalen obliegt, an den englischen Allianz-Versuch durch Radowitz und Bunsen-Moses und Aaron. Es ist keine Minute zu verlieren. Vale!

Friedrich Wilhelm."

Am 16. November stellte Manteuffel Stieber als Polizeiassessor an und übertrug ihm die Leitung der Berliner Sicherheitspolizei. Die weitere Thätigkeit dieses Mannes ist bekannt.

* **Vom Fegfeuer** erzählt „Der Armen-Seelen-Freund" aus Heustreu, diese Zierde der „guten Presse", seinen Lesern allerlei. Daß es ein Fegfeuer giebt, geht nach dem „Seelenfreund" schon daraus hervor, daß die katholische Kirche in Glaubenssachen weder irren noch fehlen kann. Die Peinen, mit denen der barmherzige Gott angeblich die armen Seelen im Fegfeuer straft, sind zwar „unsäglich", es ist auch noch Niemand von diesem Ort der Reinigung wieder auf diese sündhafte Erde zurückgekehrt, allein der „Armen-Seelen-Freund" weiß dennoch recht ungemütliche Dinge davon zu erzählen. Auf die Frage „Worin besteht die Pein der Schmerzen?" sei nur auf die vielsagende Antwort verwiesen: „Unser irdisches Feuer ist nur kühler Tau im Vergleich des Fegfeuers." „Warum kommt der Mensch in's Fegfeuer?" Wenn der Mensch sich durch die Beichte von seinen Sünden gereinigt hat, so läßt Gott die Schuld und die ewige Strafe nach, aber nicht immer die zeitliche. Es giebt Christen, die meinen, wenn sie ihre Sünden gebeichtet haben, dann seien alle zeitlichen Strafen auch nachgelassen und sie haben das Fegfeuer nicht mehr zu fürchten. Weit gefehlt! Welch' furchtbare Peinen vielmehr die Seelen im Fegfeuer wegen nur „läßlicher" Sünden leiden müssen, das beweisen nachstehende Begebenheiten:

Es starb ein Knabe von neun Jahren. Dieser entlehnte etliche Kreuzer und bezahlte dieselben nicht mehr zurück. Er erschien eines Tages seiner Mutter, sprach wehmütig: Wenn alle Kohlen von meiner Geburt an von der ganzen Welt auf einen Platz zusammengetragen würden und zu einer solchen Masse zusammengeschichtet und angezündet würden, und Du, liebe Mutter, müßtest in der Mitte dieses Kohlenfeuers stehen, so würdest Du nicht so viel Peinen und Schmerzen zu leiden haben, als ich wegen dieser geringen Schuld. Der Knabe nannte die Person, von welcher er das Geld entlehnt, und bat die Mutter inniglich, sie solle die Schuld bezahlen, sonst könne er aus dem Fegfeuer nicht befreit werden. — In der Cistercienser Chronik liest man, daß ein frommer, gottseliger Religiös dieses Ordens einmal über ein Wasser gefahren ist. Dem Schiffer blieb er einen Kreuzer schuldig. In kurzer Zeit stirbt dieser Ordensmann. Er erscheint seinem Obern und meldet ihm, daß er dem Schiffmann den Kreuzer geben wolle, da er wegen dieser kleinen Sache furchtbare Schmerzen im Fegfeuer ausstehen müsse. — Der heilige Servinus, Bischof zu Köln, mußte furchtbare Peinen im Fegfeuer leiden, weil er manchmal sein Brevier nicht zur vorgeschriebenen Zeit gebetet hatte. — Vinzentius Belluncensis erzählt, daß Durandus, Bischof zu Tolosa, im Fegfeuer schmerzlich leiden müsse, weil er manches Wort geredet hat, das bei den Zuhörern ein Gelächter verursacht habe. — Die Schwester des heiligen Damiani hörte gerne etwas unnütze, leichtfertige Gesänglein und mußte deshalb 15 Tage im Fegfeuer büßen.

An dieser Auswahl werden unsere Leser genug haben. Den Abonnenten des Herrn Pfarrers von Heustreu wird jedoch eine Fortsetzung versprochen, die vermutlich schon in nächster Nummer erscheint, wenn die neueste Post aus dem Purgatorium eingetroffen ist.

* **Die Berufsgefahren der Souveräne.** Aus Belgrad wird dem „Neuen Wiener Tagblatt" mitgeteilt: König Alexander von Serbien hatte vor kurzem durch seinen Leibarzt bei einer ausländischen Versicherungsgesellschaft vertraulich anfragen lassen, ob die Gesellschaft geneigt wäre, das Leben des Königs auf den Betrag von anderthalb Millionen Francs zu versichern. Diese Anfrage veranlaßte die Einberufung einer Sitzung des Verwaltungsrats der betreffenden Versicherungsgesellschaft, und in dieser Sitzung wurde folgender Beschluß gefaßt: es sei dem Leibarzt des Königs mitzuteilen, daß ein etwaiger Versicherungsantrag des Königs nicht angenommen werden könnte. Der Grund hierfür sei folgender: die Gesellschaft habe bisher Anträge auf Lebensversicherungen von regierenden Fürsten angenommen und auch schon öfter Versicherungssummen ausbezahlt. Doch seit der Ermordung des Königs Humberts, dessen Leben bei der Gesellschaft auf drei Millionen Francs versichert war, hat der Verwaltungsrat prinzipiell beschlossen, keine Versicherungsanträge mehr von gekrönten Häuptern anzunehmen. Somit sei die Gesellschaft nicht in der Lage, den Wunsch des Königs Alexander zu erfüllen. Der König möge dies also nicht als eine gegen ihn gerichtete Unfreundlichkeit, sondern als eine einfache, allgemeine Entscheidung des Verwaltungsrates auffassen.

* **Der erste weibliche Staatsanwalt** ist in der Grafschaft Ogemaw im Staate Michigan angestellt. Der weiblichen Rechtsanwälte, Aerzte, selbst Prediger giebt es in den Vereinigten Staaten unzählige, in dem Mormonenstaate Utah, in Kansas, Idaho und Wyoming steht ihnen jedes Amt offen, und man hat dort schon Bürgermeister, Polizeichefs, Polizeirichter, Legislaturmitglieder u. s. w. im Unterrock erlebt. Sie können dort auch bei der Präsidentenwahl mitstimmen, nicht aber bei den Kongreßwahlen. Sogar einen weiblichen Bundesmarschall hat es schon, und zwar in St. Louis, gegeben, und Onkel Sam hat Hunderte von Postmeisterinnen in seinem Dienste. Zu dem Amte eines Staatsanwalts hat es aber Frau Mersie H. Abbott als erste unter allen ihren Mitschwestern gebracht. Sie hat bisher mit ihrem Manne unter der Firma Mersie H. und Charles S. Abbott in Westbranch, dem Hauptorte der Grafschaft, die Rechtspraxis ausgeübt, ist in Michigan geboren und hat in Ypsilanti studiert. Die Grafschaft Ogemaw liegt inmitten unermeßlicher Fichtenwälder im Norden des Staates Michigan und zählte 1890 noch kaum 6000 Einwohner. Von der Größe der Hauptstadt kann man sich daher einen Begriff machen. Trotzdem ist das Amt des Staatsanwalt dort ein recht schwieriges, da in den Holzfällerlagern, deren es in der Grafschaft Dutzende giebt, sehr viel Gesindel sich einzunisten pflegt und Schlägereien, Stechereien und Schießereien an der Tagesordnung sind.

* **Eßt Aepfel!** Die diesjährige reiche Obsternte giebt besonders Veranlassung, daran zu erinnern, wie außerordentlich gesund der regelmäßige Genuß von Aepfeln ist, dessen hoher Wert leider aber noch nicht überall genügend geachtet wird. Die Apfelsäure ist von hervorragend günstiger Wirkung auf das ganze Wohlbefinden des Menschen; besonders empfiehlt es sich, nach Tisch und abends Aepfel zu essen. Das rohe Obst ist im allgemeinen von feinerem, erfrischenderem Geschmack als gekochtes, dagegen ist letzteres leichter verdaulich, was für Personen, die rohes Obst nicht vertragen können, von Bedeutung ist. Der rohe, weinsaure Apfel stillt den Durst und erquickt weit mehr als alle künstlichen Getränke. Abends genossen, bewirkt der Apfel einen guten Schlaf.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.